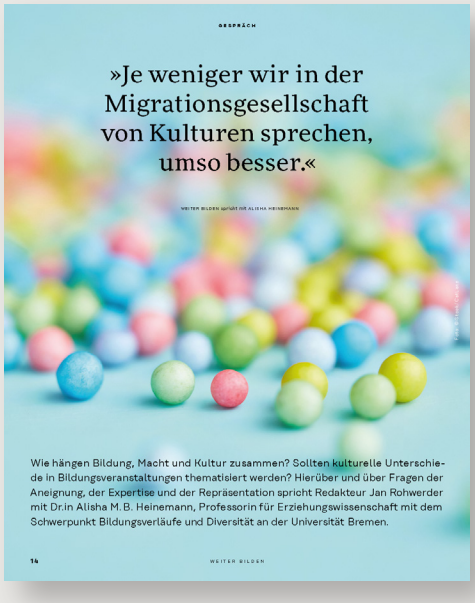
DIE open access

weiter bilden
DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung



Alisha M.B. Heinemann (corresponding author: heinemann@uni-bremen.de), Rohwerder, Jan

»Je weniger wir in der Migrationsgesellschaft von Kulturen sprechen, umso besser.«

weiter bilden. DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung 30 (3)
Seiten: 14–18
Erschienen: Oktober 2023 (Bielefeld: wbv Publikation)
Erschienen Open Access: 31. Oktober 2023 (Bonn: DIE)
Zeitschriftenaufsatz
deutsch

Zitierempfehlung
Heinemann, A.M.B. & Rohwerder, J. (2023). »Je weniger wir in der Migrationsgesellschaft von Kulturen sprechen, umso besser.«. DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung 30 (3), 14–18.
http://www.die-bonn.de/id/41896

Lizenz
CC-Lizenz BY-SA 3.0/4.0 deutsch

Identifier
http://www.die-bonn.de/id/41428

Reviewstatus
offene Begutachtung durch einen Fachbeirat

Schlagwörter
Erwachsenenbildung, Kultur, Begriff, Bildung, Migrationsgesellschaft, Vielfalt, Lehr-/Lernforschung, Bildungsgang

Leibniz Gemeinschaft

»Je weniger wir in der Migrationsgesellschaft von Kulturen sprechen, umso besser.«

WEITER BILDEN spricht mit ALISHA HEINEMANN

Foto: © iStock / CatLane

Wie hängen Bildung, Macht und Kultur zusammen? Sollten kulturelle Unterschiede in Bildungsveranstaltungen thematisiert werden? Hierüber und über Fragen der Aneignung, der Expertise und der Repräsentation spricht Redakteur Jan Rohwerder mit Dr.in Alisha M. B. Heinemann, Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Bildungsverläufe und Diversität an der Universität Bremen.

WEITER BILDEN: Liebe Alisha, vielen Dank für die Möglichkeit, mit dir über Kultur, Macht und Bildung zu sprechen. Vielleicht fangen wir mit einer nicht ganz einfachen Frage an: Was ist Kultur überhaupt?

ALISHA HEINEMANN: Ich finde es schwierig, eine fixe Definition von Kultur wiederzugeben – also unabhängig davon, was Kultur für mich persönlich bedeutet. Wenn wir zum Beispiel mit den Cultural Studies auf Kultur schauen, dann sind es ja vor allen Dingen Rituale und Praxen, die Kultur ausmachen. Diese Rituale und Praxen sind dynamisch, sie lassen sich nicht fixieren, haben aber dennoch eine innerhalb einer Gemeinschaft geteilte Symbolik, werden also von einer bestimmten Gruppe von Menschen ähnlich gelesen. Um es mit Stuart Hall, also den Cultural Studies, oder auch den postkolonialen Theorien zu sagen: Kultur ist nicht dazu da, um definiert zu werden, sondern sie ist eher ein Analyseinstrument. Wie konstruieren bestimmte Gruppen das, was sie für Kultur halten? Wie wird diese Konstruktion dann womöglich dazu genutzt, um Hierarchisierungen in der Gesellschaft herzustellen, also um zum Beispiel zu sagen: »Meine Kultur ist besser als deine.« oder »Ihr gehört zu unserer Kultur nicht dazu.«?

Der Aspekt der Dynamik findet sich auch in den anderen Beiträgen dieses Hefts: die Überzeugung, dass Kultur keinen essenziellen Kern hat, immer in Bewegung ist, stetig reproduziert wird und sich stetig verändert. Du stellst aber auch sofort die Verbindung zur Macht her: Kultur und das, was die Menschen für sich als Kultur reklamieren, wird dazu verwendet, um innerhalb der Gesellschaft oder innerhalb von Gruppen Hierarchisierungen herzustellen.

Ja, Hierarchisierungen, aber auch Zugehörigkeiten. Kultur hat ja nicht nur diesen negativen Effekt der Hierarchisierung, sondern auch den positiven Effekt des Sich-zusammengehörig-Fühlens, des Sich-Verstehens, weil wir die gleichen Symbole teilen, die gleiche Sprache sprechen. Das sind eigentlich die zwei Ebenen, die bei Kultur wichtig sind. Aber wenn in der Gesellschaft, in der wir aktuell leben, über Kultur gesprochen wird, dient es fast immer dazu, Differenzen herzustellen. Auch du hattest in der Vorbereitung zum Interview eine Leitfrage dazu formuliert, wie man über kulturelle Unterschiede sprechen kann, ohne Kulturen zu hierarchisieren oder einem Kulturrelativismus anheim zu fallen. Das fand ich interessant, weil ich dachte, warum willst du denn eigentlich unbedingt auf die Unterschiedlichkeit von Kulturen eingehen? In welchem Kontext könnte es wichtig sein, darüber zu sprechen?

»Wenn über Kultur gesprochen wird, dient es fast immer dazu, Differenzen herzustellen.«

Kann es nicht zum Beispiel in Lehr-/Lernkontexten wichtig sein, über kulturelle Unterschiede Bescheid zu wissen? Zum Beispiel, dass Menschen aus bestimmten Ländern wahrscheinlich nur Frontalunterricht gewohnt sind und ich sie an andere Lernformen erst einmal heranführen muss?

Das sehe ich tatsächlich anders, vor allem finde ich es schwierig, solche Fragen an nationalstaatlichen Grenzen festzumachen. Im Zweifel kommt es auch darauf an, wo in dem Land dieser Mensch aufgewachsen ist. Vielleicht war die Person ja in ihrem Herkunftsland auch an einer Schule mit alternativen pädagogischen Ansätzen? Umgekehrt gibt es auch im deutschsprachigen Kontext viele, die vor allem Frontalunterricht erleben. Ob du in Deutschland an eine freie Schule gehst oder eine reguläre staatliche Schule, ob du auf das Gymnasium gehst oder auf etwas, das man früher Hauptschule nannte, hat viel mit den Lernerlebnissen zu tun, die du haben wirst; ebenso, was es für Ressourcen an der Schule gibt, was es für Ressourcen im Elternhaus gibt, wie die Lehrkräfte ausgebildet sind und unterstützt werden, wie die Personalausstattung der Schule ist und so weiter. Wenn es also darum geht, die Kursleitenden dafür zu sensibilisieren, dass es unterschiedliche Lernkulturen gibt, dann ist das ein wichtiger Punkt in der Lehrendenprofessionalisierung, aber ich würde das weder an der Nationalität der Lernenden festmachen noch an der Kultur im nationalstaatlichen Sinn.

Das heißt, die Idee wäre, dass sich die Lehrenden mit der Lerngruppe beschäftigen sollen und ganz grundsätzlich schauen müssen, wie die Teilnehmenden bislang gelernt haben.

Genau. Ich halte die Pauschalisierung für falsch – Menschen sind sehr unterschiedlich, Bildungssysteme sind sehr unterschiedlich, und es gibt eben auch innerhalb von Bildungssystemen große Unterschiede. In einer Veranstaltung merke ich doch relativ schnell, in der ersten oder zweiten Sitzung, ob es Widerstände oder geringe Erfahrungen mit Methoden gibt. Das kann ich dann thematisieren und reflektieren. Natürlich ist es schwierig, wenn ich Gruppenarbeit geplant habe und die Teilnehmenden damit keine Erfahrung haben und nicht wissen, was sie tun sollen. Dann

muss ich das begleiten, didaktisch aufbereiten und auf der Metaebene mit den Teilnehmenden darüber sprechen. Ein anderes Beispiel: Wenn ich den Studierenden in meinen Veranstaltungen ein ›Seminar-Du‹ anbiete, kann dies für manche unglaublich schwierig sein,

»Vermutlich könnte der Begriff Kulturreflexivität es eher treffen, ähnlich wie Geschlechterreflexivität.«

weil es in den Kontexten, in denen sie sozialisiert wurden, völlig abwegig ist, eine Professorin zu duzen. Manche erleben es als Zumutung, wenn ich das ›Du‹ anbiete, andere wundern sich eher, wenn ich darauf bestehe, beim ›Sie‹ zu bleiben. Es ist wichtig, um solche unterschiedlichen Erfahrungsoptionen zu wissen und diese in der eigenen pädagogischen Praxis zu reflektieren. Aber diese Unterschiede würde ich nicht an nationalstaatlichen Grenzen festmachen – das ist mein zentraler Punkt.

Aber Nationalstaat und Kultur als Kategorien können mir doch helfen, unterschiedliche Verhaltensweisen zu verstehen. Ich habe ein Auslandsjahr in den USA verbracht, und ich würde schon sagen, dass es da Unterschiede im Zwischenmenschlichen gibt, zum Beispiel beim Kennenlernen von Menschen und Eingehen von Freundschaften.

Ich bestreite ja auch nicht, dass es unterschiedliche Ritualisierungen beispielsweise bei der Kontaktaufnahme gibt. Aber: Wenn du Köln und Hamburg vergleichst, gibt es da doch auch große Unterschiede, was die Kontaktaufnahme angeht. Inwiefern wäre das Beispiel also relevant für einen Lernraum in der Volkshochschule? Warum ist diese Information wichtig, wenn wir über Lernräume sprechen?

Vielleicht nicht für Lernräume, aber für mich war diese Kategorie schon wichtig, um bestimmte Verhaltensweisen nachvollziehen zu können.

Dann hast du die Kategorie als Analyseinstrument genutzt. Es ist ja auch etwas anderes, wenn du zum Beispiel Menschen darauf vorbereitest, ins Ausland zu gehen. Es gibt in unterschiedlichen Ländern ganz unterschiedliche Rituale. In Indien werden Geschenke erst ausgepackt, nachdem alle Gäste gegangen sind, um zu verhindern, dass verglichen werden kann, wer wieviel Geld für das Geschenk ausgegeben hat. In Deutschland würde es eher als unhöflich wahrgenommen, wenn ein Geschenk unausgepackt einfach zur Seite gelegt wird. So etwas zu wissen, bevor man in ein anderes Land geht, kann hilfreich sein. Aber im Kontext von Bildung, von Lernräumen, von pädagogischen Fachkräften und Teilnehmenden, wird über kulturelle Unterschiede meist nur gesprochen, um zu beschreiben, warum die ›Anderen‹ nicht so sind, wie wir es von ihnen erwarten.

Aber in interkulturellen Seminaren, wenn also beispielsweise Manager*innen für einen Aufenthalt in China vorbereitet werden, hat die Thematisierung unterschiedlicher kultureller Praktiken durchaus ihre Berechtigung?

Ja natürlich, da ergibt es eindeutig Sinn. Aber nicht, wenn du das auf Deutschland anwendest, beispielsweise wenn du eine Schulklasse hast, in der die Eltern der Kinder aus ganz unterschiedlichen Ländern kommen. Hier interkulturelle Pädagogik anzuwenden, ist Quatsch, weil die Kinder zu 95 Prozent in Deutschland geboren oder zumindest schon mehrere Jahre hier sozialisiert sind und Deutsch oft als Erstsprache, mindestens aber als Zweitsprache sprechen. Das ist ja auch das, was mit den migrationspädagogischen Ansätzen kritisiert wird: Man kann Menschen auf Auslandsaufenthalte vorbereiten und dabei über unterschiedliche Kulturen sprechen, aber Menschen, die hier leben und hier aufgewachsen sind, ständig zu unterstellen, sie hätten irgendeine »andere Kultur« und – damit diskursiv oft einhergehend – auch eine »andere Mentalität«, ist schlicht eine Form rassistischer Praxis.

Gibt es nicht trotzdem so etwas wie Kultursensibilität, die wichtig sein könnte?

Was verstehst du darunter?

Beispielsweise, dass man auch auf nicht-christliche Feiertage achtet. In NRW mussten aufgrund eines Serverfehlers dieses Jahr die Abiturklausuren verschoben werden – und man hat sie ausgerechnet auf das islamische Zuckerfest gelegt.

Ja, auf so etwas sollte man natürlich achten. Aber ich würde das Wort »Kultur« weglassen.

Also dann so etwas wie Religionssensibilität?

Nein. Vermutlich könnte der Begriff Kulturreflexivität es eher treffen, ähnlich wie Geschlechterreflexivität. Damit nutze ich den Begriff Kultur nicht, um Menschen zu kategorisieren, sondern verwende ihn als Reflexionsfolie, um meine Handlungen nochmal daraufhin zu überprüfen, ob ich über das, was als hegemoniale Kultur in meinen eigenen nationalstaatlichen Grenzen gilt, auch

die möglichen Anliegen anderer mitgedacht habe. Das wäre aber eine strukturelle und nicht so sehr eine individuelle Ebene, auf der ich Kulturzuschreibungen mache.

Wie sieht es – um auf die Erwachsenenbildung zurückzukommen – bei Integrationskursen aus? Dort ist das Sprechen über und Lernen von Kultur ja ein wichtiger Bestandteil.

Die Integrationskurse sind meines Erachtens vor allem dazu da, die Mehrheitsgesellschaft zu beruhigen: Wir machen die, die zu uns kommen, schon irgendwie passend. Ich habe viel zu Integrationskursen gearbeitet und halte sie auf vielen Ebenen für hochproblematisch. Es kommen Menschen zu uns, bei denen klar ist, sie werden hier leben und Teil unserer Gesellschaft werden. Aber man fragt überhaupt nicht, was ihre Ideen und Vorstellungen, ihre Wünsche und Werte sind. Es wird gesagt: So macht man das in Deutschland, es wird Deutsch gesprochen, das sind unsere Werte, und jetzt passt euch an. Dabei könnten wir als Mehrheitsgesellschaft doch auch lernen von den Menschen, die hier ankommen. Welche Erfahrungen, welches Wissen bringen sie mit? Die Integrationskurse sind so festgelegt auf einen Kanon von Wissen, der vermittelt wird, dass jedes andere Wissen systematisch gelöscht wird. Medizinisches Wissen, Wissen über Natur, über Formen des Zusammenlebens, Formen des Streitens. Dieses Wissen, was uns geschenkt wird, weil Menschen zu uns kommen, wird nicht wahrgenommen, es interessiert uns nicht. Und das ist schade, auch für die Mehrheitsgesellschaft.

Du sagst, da gehen Ressourcen verloren?

Ich würde das weniger ökonomisch sehen, eher menschlich und gesellschaftlich. Es würde uns alle sehr bereichern, wenn wir Bildungsräume schaffen würden, in denen mehr Wissen hin und her fließt, und nicht das eine Wissen hierarchisch vorgegeben wird.

Du kritisierst also, dass in den Integrationskursen eine klare Hierarchie der Kulturen, des kulturellen Wissens vorgegeben ist.

PROF.IN DR.IN ALISHA M. B. HEINEMANN

ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Bildungsverläufe und Diversität an der Universität Bremen.

heinemann@uni-bremen.de

Ja, von der Grundanlage der Kurse her ist es gar nicht möglich, in einer Art und Weise über das zu reden, was als ›deutsche Kultur‹ konstruiert wird, ohne zu hierarchisieren. Und am Ende des Kurses muss ein Test bestanden werden mit Fragen, bei denen auch wir beide bei der Beantwortung Schwierigkeiten hätten, und das ist dann der Beweis, dass man »deutsch genug« ist – also bitte! Wenn es wirklich darum ginge, Menschen ein gutes Ankommen zu ermöglichen und gesellschaftlichen Zusammenhalt zu fördern, müssten diese Kurse anders angelegt sein. Das müssten Kurse sein, die Menschen aus der Mehrheitsgesellschaft und Menschen, die neu herkommen, zusammenbringen, wo es auch darum geht, voneinander zu lernen. Und nicht nur darum, dass die Ankommenden möglichst Deutsch bis B1 lernen, damit sie die Niedriglohnjobs übernehmen können, die sonst keiner machen möchte. Dass es auch anders geht, sieht man bei den ukrainischen Geflüchteten, die direkt wohnen können, wo sie wollen und mit wem sie wollen, die die Möglichkeit haben, Schulen oder Universitäten zu besuchen, die sofort eine Arbeitserlaubnis bekommen und nicht gezwungen werden, Integrationskurse zu besuchen. So könnte man die anderen Ankommenden auch behandeln.

Da kommt aber das Argument, dass die Kultur der Ukrainer uns näher sei als die der Syrer oder Afghanen.

Das ist genau der Grund, warum ich mich mit dem Kulturbegriff so schwertue: Er wird als Kampfbegriff verwendet. Schon in den 1990ern hat Etienne Balibar davon gesprochen, dass »Kultur« den Rassebegriff abgelöst hat. Es geht eben nicht um eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Sprachen, Symboliken, Ritualen, Ideen, Werten, sondern darum, dass mithilfe von Kultur verargumentiert wird, dass jemand nicht hierhergehört. Deshalb: Je weniger wir in der Migrationsgesellschaft von Kulturen sprechen, umso besser.

Damit kommt noch eine weitere Dimension hinzu, die du eben schon kurz angesprochen hattest: die des Rassismus. Sind die Verwendung des Kulturbegriffs und der Hinweis auf kulturelle Unterschiede Teil des strukturellen Rassismus?

Ja, und das zieht viele schlimme Folgen nach sich. Ganz allgemein: Es führt zu Ausschluss und mangelnder Teilhabe, auf dem Arbeitsmarkt, auf dem Wohnungsmarkt, im öffentlichen Leben usw., auch in der Weiterbildung: In meiner Dissertation habe ich Interviews mit Nicht-Teilnehmenden geführt. Die Antwort auf die Frage, warum sie nicht an Weiterbildungen teilnehmen, war eindeutig: Sie fühlen sich nicht zugehörig, haben nicht das Gefühl, dass

Einrichtungen der Erwachsenen- und Weiterbildung Orte sind, die auch für sie gedacht sind. Ich habe die Arbeit vor zehn Jahren geschrieben, und es hat sich bis heute nicht viel geändert. Das trifft vor allem auf Menschen zu, die auch auf anderen Ebenen benachteiligt sind, aufgrund von Sprache, Behinderung, Armut. Wenn dann noch Rassismuserfahrungen dazukommen, funktioniert die Ansprache überhaupt nicht mehr. Dabei sind das genau die Menschen, die man erreichen will, denn das ist die Idee von Erwachsenenbildung: Chancengleichheit zu ermöglichen auch für diejenigen, bei denen das durch Schule und andere gesellschaftliche Räume bislang nicht gelungen ist. Gerade dafür gibt es auch so viele staatliche Subventionen für die Weiterbildung, aber so, wie es aktuell aussieht, erfüllt sie ihre Aufgabe bislang nicht.

»Der Kulturbegriff sollte als Analyseinstrument verwendet werden, um das Zusammenleben von Menschen zu verstehen.«

Beim Thema Rassismus möchte ich noch auf eine andere Frage eingehen: Kann ich mir als Angehöriger der weißen Mehrheitskultur Expertise zu Rassismus aneignen und Antirassismustrainigs geben?

Natürlich kannst du Antirassismustrainings für weiße Menschen geben, du kannst doch weiße Menschen darin trainieren, weniger rassistisch zu sein. Es ist sogar gut, wenn du das machst, denn wenn diese riesige Aufgabe nur auf den Schultern von Menschen *of colour* läge, würde es nicht funktionieren. Also warum die Frage?

In Hintergrundgesprächen zu diesem Heft wurde berichtet, dass die Frage, ob weiße Menschen Antirassismustrainings anbieten können, obwohl sie nicht von Rassismus betroffen sind, in der Praxis durchaus kontrovers debattiert wird.

Das ist in meinen Augen eine wenig hilfreiche Position. Es geht doch eher darum, dass Menschen, die sich gegen Rassismus einsetzen, zusammenkommen und gemeinsam arbeiten sollen. Natürlich brauchen wir weiße Verbündete, in Kursen wie in anderen Bereichen unserer Gesellschaft, wenn wir Veränderungen erreichen wollen, das können *people of colour* und Schwarze Menschen nicht alleine. Problematisch ist doch eher etwas anderes: Wenn ich ein Institut habe, bei dem es eine festangestellte Person gibt und sieben Honorarkräfte, und die festangestellte Person ist der weiße Mann und die Honorarkräfte sind die *people of colour*. Oder in Grundschulen: Alle Lehrerinnen sind weiblich, und der Direktor ist männlich. Da muss man kritisch hinterfragen: Warum ist das so verteilt, und wie können wir Privilegien wirklich gerecht verteilen?

Das heißt, die Expertise selbst ist nicht das Problem?

Nein, natürlich kannst du dir Expertise aneignen. Aber: Wenn ich zum Beispiel eine Konferenz zu Rassismus plane, würde ich dich nicht als Keynote-Speaker einladen, da würde ich eine Person suchen, die entweder *of colour* oder Schwarz oder jüdisch ist. Ich würde dich aber durchaus für ein Podiumsgespräch einladen, weil du in der Erwachsenenbildung gut vernetzt bist und von deinen Erfahrungen berichten kannst.

Es kommt also auf die Ebene an und geht um Repräsentation und Sichtbarkeit. In den Debatten um kulturelle Aneignung geht es ja auch um die Frage der Repräsentation beispielsweise in den Medien – wenn es bei Berichten über Afrika weiße Expertinnen und Experten sind, die gehört werden.

Ja, warum fragt man zu Ghana nicht eine Schwarze Ghana-Expertin? Oder jemanden direkt vor Ort? Die deutschen Medien sind noch sehr weiß. Wenn ich mir Nachrichten in den USA oder Kanada anschaue, oder auch Großbritannien, da ist das Bild schon viel diverser. Warum nimmt man nicht auch in Deutschland viel mehr Perspektiven von Menschen vor Ort auf, wenn man aus anderen Ländern berichtet? Aber das hat nichts damit zu tun, ob ich mir Expertise aneignen kann oder gar darf. Da muss man differenzieren, und ich denke, gerade auch im Diskurs über kulturelle Aneignung wird oft nicht ausreichend differenziert. Dort wird es schnell sehr eindeutig und sehr dogmatisch, und das finde ich sehr schwierig – auch wenn ich die Wut, die hinter solchen Positionen steht, oft verstehen kann.

Das Dogmatische finde ich auch problematisch, denn damit wird Kultur meines Erachtens essenzialisiert.

Ja, oft wird mit einem fixen, homogenen Kulturbegriff operiert. Ich komme nochmal auf den Anfang zurück: Der Kulturbegriff sollte als Analyseinstrument verwendet werden, um das Zusammenleben von Menschen zu verstehen, um das Gemeinsame, durchaus aber auch das Trennende zu verstehen. Aber es muss wirklich um Verständnis gehen und nicht um die Hierarchisierung vermeintlich unterschiedlicher, fixer Kulturen.

Ich danke dir sehr für das spannende Gespräch!